



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 70

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatbund an Elb- und Wesermündung, z. B.

Oktober 1955

Aus der Geschichte der nordoldenburgischen Klinkerindustrie

Die Friesische Wehde — das ist das Gebiet um die nordoldenburgischen Dörfer Zetel, Bochhorn, Neuenburg und Grabfede — und die Landgemeinde Barel am Jadebusen haben einen Bodenschatz, um den sie alle Ziegeleibesitzer Deutschlands beneiden können. Das ist ein sehr kalkhaltiger Bänderton, der hier in 1 bis 1,50 m hohen Schichten auftritt. Er eignet sich vorzüglich zur Herstellung eines sehr wertvollen Bausteins, der bei Baufachleuten des In- und Auslandes beliebt ist. Das ist der sogenannte „Original Bochhorner Klinker“. Der zur Erzeugung dieses Ziegelsteins gebrauchte Lehm wird nur im südlichen Kreise Friesland gefunden, so daß hier nach und nach 18 große Klinkerwerke entstanden sind. Dazu kommen im gleichen Bezirk noch weitere vier Betriebe, die den sogenannten Marschenton zu Ziegeln verarbeiten. Die Standorte dieser 22 Werke liegen in den Dörfern Alstede, Bochhorn, Borgfede, Bramloge, Elisenhof, Grabfede, Jerringhave, Krehenbrof, Mariensiel, Neuenburgerfeld, Schweinebrück, Barelshafen, Barelshiel, Zetel, Steinhäusen und Woppenkamp bei Bochhorn.

Einige Zahlen mögen eingangs erzählen, von welcher großen Bedeutung diese nordoldenburgische Ziegelindustrie für das heimische Wirtschaftsleben ist. Heute gibt es im Verwaltungsbezirk Oldenburg 53 und im benachbarten Ostfriesland 27 Ziegeleien. Diese 80 Werke stellten im Jahre 1950 über 200 Millionen Steine her. Im gleichen Jahre erzeugten 13 Klinkerwerke in Bochhorn und Umgebung allein 37 Millionen Klinker. Das war rund ein Fünftel der ostfriesischen Gesamtproduktion.

Unter Klinkern versteht man dichtgebrannte Steine, die fast bis zum Schmelzpunkt gebrannt sind. Sie zeichnen sich durch eine hervorragende Härte aus. Nach dem Brennen nehmen sie eine blaue bis bunte Farbe an. Man nennt sie deshalb vielerorts auch „Blaue Steine“. Sie haben eine Druckfestigkeit von 1200 bis 2400 kg/cm². Auf der Straße blenden sie nicht, sie sind „griffig“, dazu sind sie säure- und wetterbeständig und nehmen so gut wie kein Wasser auf.

Und woher kommt der Name Klinker? An vielen Stellen Niedersachsens wird der Lehm oder Ton auch „Klink“ oder „Klid“ genannt. Daraus ist das Wort Klinker entstanden. In der Friesischen Wehde aber sprechen die Leute nie von Tongruben (wie z. B. auf der Delmenhorster Geest), sondern sie nennen die ausgedehnten Lager Lehmweiden.

Bei der Klosterschänke zu Hude liegt zwischen der Wassermühle und der Pfarrkirche eine große Grünfläche. Sie trägt seit Jahrhunderten den Namen „Ziegelwiese“. Hier stand schon im 13. Jahrhundert die bis heute als früheste nachgewiesene Ziegelei des Verwaltungsbezirks Oldenburg. Die baufreundigen Zisterziensermönche zu Hude formten und brannten hier einst jene großen Ziegel, aus denen die wundervolle Klosterkirche erbaut wurde. Dehio bezeichnete sie als den bedeutendsten frühgotischen Bau im Unterwesergebiet. Heute steht von ihr nur noch eine, allerdings sehr eindrucksvolle, Ruine. Diese außerordentlich großen Bauziegel sind 25 bis 30 cm lang, 12 bis 14 cm breit und 7 bis 9 cm hoch. Man sagt: Sie haben das Klosterformat. Wir finden solche Großziegel noch heute an vielen historischen Gebäuden im Unterwesergebiet.

Früher — noch vor fünfzig Jahren — gab es im Lande Oldenburg kein einheitliches Ziegelformat. Jeder Ziegeleibesitzer hatte seine eigene besondere Ziegellänge. Das wirkte sich für den Absatz sehr nachteilig aus. So einigte man sich schließlich auf das sogenannte „Oldenburger Format“ (22x10,5x5,2 cm). Es gab daneben auch ein Reichsformat mit den Ausmaßen 25x12x6,5 cm. Neben diesen genannten Formaten soll künftig

das sogenannte Din-Format oder genormte Format verwendet werden. Die Din-Formate gehen einschließlich Fuge im Metermaß auf, z. B.: 1 Stein = 24 cm (+ 1 cm) = 25 cm; 11,5 cm (+ 1 cm) = 12,5 cm; 5,2 cm (+ 1,05 cm) = 6,25 cm. 4, 8 bzw. 16 Steine einschließlich Fugen ergeben nach Länge, Höhe und Breite je 1 Meter.

Einst waren auch im Lande Oldenburg alle Häuser, Scheunen und Stallgebäude aus Holz, Flechtwerk und Lehm gebaut. Aus Stein errichtete man nur die Gotteshäuser und vereinzelt auch Festungswerke. In frühester Zeit aber baute man auch Kirchen aus Holz, denn noch Bischof Unwan (1013—29) ließ 12 Holzkirchen bauen aus den Stämmen der von ihm gefällten Götzenhaine. Auch das erste Bremer Gotteshaus auf der Dominsel war ein Holzdom. Um 1300 berichtete der Verfasser der Rasteder Chronik, daß die Elmdorfer Kapelle am Zwischenahner Meer aus Holz gebaut sei. Er bezeichnet das ausdrücklich als etwas Besonderes.

Im Verwaltungsbezirk Oldenburg entstanden die ersten Kirchen im 11. Jahrhundert. Das Baumaterial war neben Holz Granit und Tuff, die

ist die Ziegelfrennertunst dann rasch über Bremen hinaus in das Oldenburger Land gekommen.

Die Einwohner des heutigen nordoldenburgischen Klinkerreviers haben erst spät erkannt, welche Schätze in ihrem Heimatboden steckten. Erst um 1730 bat ein Bauer des dortigen Gebietes um die Erlaubnis, eine Ziegelei anlegen zu dürfen. Oldenburg gehörte von 1667 bis 1773 zu Dänemark. So mußte das Bittgesuch an den dänischen König nach Kopenhagen gehen, der es sofort genehmigte. So entstand erst um 1730 die erste Ziegelei des heutigen Großkreises Friesland in Bochhorn. Nun darf man sich natürlich nicht irgendeinen Ziegeleigrößbetrieb oder gar eine Maschinenziegelei vorstellen, wie sie heute z. B. in Bochhorn zu beobachten ist. Die ersten „Betriebe“ bestanden aus einigen wenigen winzigen Trocken-schuppen. Es waren sogenannte Handstrichziegeleien. Woher der Name? Man schüttete Ton in Kisten, stampfte ihn, befreite ihn von Wurzelwerk und Steinen und füllte ihn in hölzerne Formen. Dann strich man mit der Hand und einem Brett den überstehenden Ton ab. Nun wurde die Form gelöst, und der Stein war fertig geformt. Man stellte ihn dann zum Trocknen auf Gerüste. Anfangs — 1730 bis 1780 etwa — wurde er auf freiem Felde gestapelt und gebrannt. Man nannte das den „Feldbrand“. Unter Feldbrand versteht man einen behelfsmäßigen Ofen, der wie ein Backofen aussieht. An den Seiten waren Schüttlöcher eingesezt für die Feuerung. Die Steine wurden in einem großen Baden in den Ofen gebracht und mit einer überschlagenden Flamme gebrannt. Fürwahr ein sehr primitives Verfahren!

Studiert man die alten nordoldenburgischen Klinkarten, so trifft man in fast allen Orten auf Bezeichnungen, die auf diese alte Art der Ziegeleibereitung hindeuten. Sie verraten, wo einst solche alten Handziegeleien gestanden haben: z. B. Brandkamp, Tichelhorn, Tegellamp, Brennkamp, Lehmhorn, Brandewurth, Lehmputt, Lehmkuhl, Brennersee u. a.

1888 zählte man zwischen Barel und Neuenburg ganze 6 Handstrichziegeleien. Besucher sind immer wieder erstaunt, wie wenig Menschen dabei gebraucht werden — selbst heute in einem großen, modernen Ziegelwerk. Zu einer Handstrichziegelei gehörten außer dem verantwortlichen Besitzer in der Regel 7 Männer: Zunächst der Ziegelmeister. Vom Tonstechen bis zum Abtransport mußte er einst wie heute jede Arbeit überwachen. Die übrigen sechs Leute auf der Handziegelei waren der „Karrer“, der „Upläter“, zwei „Wegbringer“ und zwei „Buterli“. Die Bezeichnungen sagen schon, was sie zu tun hatten.

Auch diese kleinen Betriebe waren leistungsfähig. Keiner stellte jährlich weniger als 300 000 Steine her, einzelne brachten es auf 700 000 im Jahr. Ja, es hat Handstrichziegeleien gegeben, die täglich 7000 Steine herausbrachten.

Die Ziegeleibesitzer werden in Nordoldenburg von alters her plattdeutsch „Zeegelburn“ genannt, weil sie in erster Linie Bauern waren und die Ziegeleien als neuen Nebenerwerb betrieben. Noch heute sind die Ziegeleibesitzer fast ausnahmslos Bauern. Nur weiß man oft nicht, welcher denn der Haupt- und welcher der Nebenberuf ist.

Um 1830 wurde der Feldbrandofen allmählich verdrängt. Man richtete sogenannte „Altdeutsche Ofen“ ein, oft auch einfach „Deutsche Ofen“ genannt. Die Einführung dieser Brennösen war eine wesentliche Verbesserung. Man karrte die Steine ein, dann wurde der Ofen zugemauert. Mit dem nächsten Brand mußte man dann so lange warten, bis die Steine gebrannt und erkaltet waren. Dieser gewaltige Zeitverlust konnte überwunden werden, als der bekanntgewordene

Herbst

Aus allen Hügeln rauscht es braun,
Zerzauste bunte Wipfel stehn
So kinderstill am Weg und wehn,
Zeitlosen blühen auf grüner Au.

Der Strom ist bläulich aufgetraut,
In Weiden pfeift es kühl und hart,
Ein Kranichzug nach Süden quarrt,
Vom schnellen Winde bald verbraut.

Ein Horn, der noch heiter schwingt,
So gelb in sich zusammenbricht.
Der Nebel löst der Ästern Licht,
Das blau aus müden Gärten dringt.

Es weht verwirrt in grauer Luft,
Und taumelt dumpf und quält sich sehr
Und rauscht so taub und sinkt so schwer
Und riecht nach Bitternis und Gruft.

Bernhard Klernes

weither geholt werden mußten. Als die Kunst des Ziegelfrennens auch bei uns bekannt wurde, nahm man als dritten Baustoff den im Feldofen gebrannten Backstein; er stellte sich, weil man die Transportkosten sparte, viel billiger als Granit und Tuff. Anfangs hat man Bauziegel nur im Inneren der Kirchen verwendet. Die Kirche zu Blexen ist das älteste Gotteshaus im Lande Oldenburg, bei dem auch Ziegel gebraucht wurden. Erst viel später hat man Backsteine bei der Aufrihtung von Hauswänden verwendet. Nur an einer Stelle der Häuser sah man schon sehr früh Backsteine. Das war die Herdstelle, das „offene Feuer“.

Die Kunst des Ziegelfrennens und die Verwendung von Ziegelfreien ist von Holland zu uns gekommen. Allerdings auf Umwegen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts siedelte Albrecht der Bär Holländer, Seeländer und Flamen in der Altmark an (Mittelpunkt: das heutige Stendal). Sie legten in ihrer neuen Heimat schon bald eine ganze Reihe von Ziegeleien an und errichteten bald hier, bald dort Backsteinbauten. Von dort

Baurat Hoffmann in Berlin den nach ihm benannten Ringofen erfand. Es war eine umwälzende Erfindung. Heute ist der Ringofen das Kernstück jeder Ziegelei.

Schlechte Wege haben den Moor- und Marschbewohnern von alters her viele Sorgen bereitet. Um 1800 nun hatte Holland seine Straßen mit großem Erfolg mit Klinkern pflastern lassen. Das ließ die Bewohner der deutschen Marschenstrecken von der holländischen bis zur dänischen Grenze aufhorchen. Sie folgten dem Beispiel der Holländer. Damals führte eine der Hauptstraßen des Landes Oldenburg von der Stadt Oldenburg über Rastede und Varel nach Zeven. Das war der sogenannte „Alte Postweg“. Bis Varel war der Weg einigermaßen in Ordnung. Um so gefährlicher war die Straße von Varel nach Zeven, die im Winter oftmals nicht befahrbar war. Da ordnete der Großherzog von Oldenburg die Verpflasterung dieser Strecke an. Das war im Jahre 1835. Nach vielen mißlungenen Versuchen nahm man als Straßenpflasterstein nach holländischem Vorbild die Klinker, die sich für diesen Zweck außerordentlich bewährten. Nur der Backstein aus dem Gebiet zwischen Vochhorn, Varel und Neuenburg genügte allen Anforderungen. Die Nachfrage nach Klinkern stieg bald in solchem Maße, daß die Ziegeleien den Aufträgen nicht mehr nachkommen konnten. In den kleinen Klinkerausfuhrläusen am Jadebusen: Varelshafen, Steinhäuserfiel und Ellenferdamm herrschte alle Tage Hochbetrieb. Ein Schiff nach dem anderen lief mit Klinkern aus. So entstanden in kürzester Frist immer neue Ziegeleien.

Bald aber sollte den unternehmungsfreudigen Ziegeleibesitzern im Kreise Friesland ein noch größerer Erfolg beschieden sein: Man bereitete in Preußen die Anlage des Kriegshafens in Wilhelmshaven vor. Wo bisher nur ein paar große Bauernhöfe standen, entstand nun am südöstlichen Zipfel des Federlandes am Jadebusen der Hafentempel Wilhelmshaven. Die Ziegeleien bekamen in jenen Tagen so viele Aufträge, daß sie den Lieferungen einfach nicht mehr nachkommen konnten. So entstanden bis 1858 schon 35 Handstrichziegeleien. Um 1890 zählte man im Kreise Friesland schon 18 Maschinengroßbetriebe. Die große Zeit der Handstrichziegeleien war aber vorbei, obgleich ihre Erzeugnisse von hervorragender Härte waren. In der Friesischen Wehde hergestellte Handstrichziegel sieht man noch heute am Ratseck zu Bremen und an den Funkstationsgebäuden in Mauen. Wie wirkungsvoll und wie fest die Handstrichziegel waren, zeigt uns noch heute der schöne fünfspitzige Kirchturm zu Westerstede, der Kreisstadt des oldenburgischen Ammerlandes.

Die Friesische Wehde hat auch ihren „Ziegelkönig“ gehabt. Das war der Ziegeleibesitzer August Lamm zu Vochhorn (1826—1917). Er war Sohn eines Untermannes zu Rastede. Schon früh ging er zur See und brachte es bis zum Kapitän. Das behagte dem unternehmungsfreudigen Mann aber nicht. Er gründete deshalb 1855 — also vor nunmehr genau 100 Jahren — in Vochhorn eine Ziegelei. Als der Ringofen erfunden war, erkannte Kapitän Lamm sofort den Wert. Er ließ diese umwälzende Erfindung schon früh in seinen Betrieben — es waren bald zwei geworden — einbauen. Immer mehr Land, immer mehr Lehmager erwarb er, immer neue Ziegeleien ließ Lamm bauen. Eine Unmenge Geld brachten ihm die Betriebe ein. Wenn man im Oldenburger Lande von Klinkerziegeleien sprach, verband man damit den Namen des Vochhorer Klinkerkönigs. Das ist auch heute noch so. Denn Lamm produzierte nicht nur Steine, sondern ließ im Oldenburger Lande auch viele Kilometer Straßen bauen. Auch fehlte es ihm nicht an Sumo. So trug er im „Hotel Aldon“ in Berlin unter der Spalte „Beruf“ die Bezeichnung „Tonkünstler“ ein.

In den Jahren 1907/08 kamen so viele Aufträge in die Friesische Wehde, daß eine einzelne Ziegelei gar nicht dagegen liefern konnte. Man mußte sich auf jeden Fall zu einer Verkaufsvereinigung zusammenschließen. So entstand die Gemeinschaft „Vereinigte Oldenburger Klinkerwerke GmbH in Vochhorn“. Ihr traten fast alle Klinkerwerke bei. Das Wichtigste war nun die Einigung auf ein bestimmtes Format. Alle von der Vereinigung gelieferten Klinker gingen fortan unter dem Namen „Original Vochhorer Klinker“. Schon im Gründungsjahr mußten 20 Millionen Klinker zum Ausbau der großen Schleuse in Brunsbüttelkoog und zur Ausmauerung südwestdeutscher Tunnel geliefert werden.

Nur ein paar anschauliche Beispiele sollen zeigen, was in 22 Jahren (1908—1930) in Nordoldenburg an Klinkern produziert worden ist. Es waren 1,5 Milliarden Stück! Würde man diese Mengen hochkant oder „in Röllsicht“, wie die Fachleute sagen, verpflastern, so ergäbe das eine 18 Meter breite Straße von Vochhorn bis Königsberg. Legten wir diese Steine aber mit der kleinsten Seite aneinander, so könnten wir damit einen Klinkerring herstellen, der das Achtefache des Erdbumfanges darstellte. Wollte man diese eineinhalb Milli-

Menschen 12 000 Jahre vor uns bei Holzel

Professor H. Schwabedissen hat in seinem 1954 erschienenen Standardwerk „Die Federmessergruppen des nordwesteuropäischen Flachlandes“ die Erforschung einer magdalenienartigen Zivilisation veröffentlicht. Das Magdalenien ist eine steinzeitliche Kultur, die in den letzten Abschnitt der Altsteinzeit, also unmittelbar nach der Eiszeit, fällt. Ein Großteil der Geräte aus dieser Steinzeitkultur besteht aus messerfingernähnlichen Feuersteinabschlägen, die zu Spitzen, Rückenmessern und Messern mit einmal oder zweimal geknicktem Rücken zugerichtet worden sind, sowie aus Stielabschabern und Stichel.

Auf den dem obengenannten Werke beigegebenen Tafeln 101 bis 103, in denen auf Karten die Fundplätze der Federmessergruppen verzeichnet sind, fällt nun die vollkommene Fundreihe zwischen der Niederelbe und den nördlichen Niederlanden auf. Da anzunehmen ist, daß es sich hier nicht um eine Siedlungslücke, sondern um einen Beobachtungsmangel handelte, bzw. daß Funde aus diesem Zeitabschnitt bisher nicht richtig erkannt und angesprochen worden waren, richtete ich mein Augenmerk besonders auf „magdalenienverdächtige“ Geräte auf der Hohen Lietz, unserer an urgeschichtlichen Funden so reichen Geste.

Der Erfolg war geradezu erstaunlich! Innerhalb eines Jahres konnten vier in diese Zeit gehörende Fundplätze mit typischen Geräten ausfindig gemacht werden. Der nördlichste Fundplatz befindet sich ganz im Norden der Hohen Lietz zwischen Duhnen und der Nordheim-Stiftung bei Sahlenburg, nur 200 bis 300 Meter vom Strande der Nordsee entfernt. Zwei Geräte dieses Platzes sind besonders typisch, ein Rückenmesser mit geradem Rücken und ein Rückenmesser mit einmal

geknicktem Rücken. Ein weiterer Fundplatz liegt in der Altenwalder Heide. Mehrere Geräte, darunter ein besonders schönes Rückenmesser mit zweimal geknicktem Rücken (Abb. 1) legten diesen Platz ebenfalls als zu den Federmessergruppen gehörend fest.

Der sehr rührige Ortsheimatpfleger G. Maack in Holzel entdeckte in der Gemarkung Holzel gleich zwei Fundplätze aus dieser Zeit. Eine geradezu klassisch-schöne Gravettespitze (Abb. 2), ein schönes großes Rückenmesser mit leicht gekrümmtem Rücken, ein Stielabschaber, zwei Stichel und eine Stielspitze vom Typ Lynghy weisen beide Plätze eindeutig ins späte Magdalenien und damit den Federmessergruppen zu.

Es würde zu weit führen, in unserem Heimatblatt alle guten Fundstücke abzubilden, aber um den Charakter der Geräte zu erfassen, sollen zwei typische Stücke gezeigt werden.

Abb. 1 zeigt das Rückenmesser mit zweimal geknicktem Rücken, ein sogenanntes Trapezmesser, von der Altenwalder Heide. Der sich rechts befindende Rücken des Messers ist ziemlich steil retuschiert, und zwar derart, daß auf dem Rücken zwei Knicke entstanden und dadurch dem Gerät eine Trapezform gaben. Oben greifen die Retuschen auf die linke Seite hinüber, wodurch eine stumpfe Spitze entstanden ist. Links ist die Schneide des Messers. Die rechte Hälfte des Messers trägt teilweise noch die natürliche Rinde des Feuersteins.

Abb. 2 stellt die Gravettespitze von Holzel dar, und zwar in der Aufsicht und von der linken Seite, um die Retuschen und die Stärke des Stückes deutlicher zu zeigen. Die Gravettespitze ist benannt nach dem Fundplatz La Gravette in der Dordogne in Südwestfrankreich. Durch kräftige steile Retuschen ist die linke Seite abgestumpft. Wesentlich für die Gravettespitze ist die Schlankheit des Geräts, ferner die Tatsache, daß die Spitze mehr oder minder auf der Mittelachse liegt und schmal angezogen ist und daß die der Spitze gegenüberliegende Basis ebenfalls leicht retuschiert ist. Gravettespitzen in der vollendeten Form wie die von Holzel, an der alle erforderlichen Merkmale einer solchen Spitze hervorragend ausgeführt sind, sind recht selten.

Die Federmessergruppen haben ihren Namen danach erhalten, daß die meisten dazugehörenden Geräte mehr oder weniger die Form einer Klinge des Taschenmessers — des Federmessers — haben. Innerhalb des großen Kreises der Federmessergruppen unterscheidet man nach der Form der Geräte drei Untergruppen: 1. Die Tjonger Gruppe in Nordbelgien und den Niederlanden, benannt nach einem holländischen Flüsschen, das in die Zuidersee mündet; 2. die Rissener Gruppe in Nordwestdeutschland und im nordöstlichen Teil der Niederlande, benannt nach dem Ort Rissen bei Hamburg, und 3. die Wehlener Gruppe in Nordostniedersachsen und im südlichen Schleswig-Holstein, benannt nach dem Ort Wehlen in der Lüneburger Heide.

Einige der Stücke von der Hohen Lietz haben den beiden wohl besten Kennern dieser Geräte, Professor Schwabedissen und Dr. A. Rust, vorgelegen und beide haben unabhängig voneinander schriftlich bestätigt: Ja, wohl, das ist Spätmagdalenien, die Stücke gehören zu den Federmessergruppen.

Erstaunlich ist nun, daß fast alle hier auf der Hohen Lietz gefundenen und zu den Federmessergruppen gehörenden Geräte zu der Tjonger-

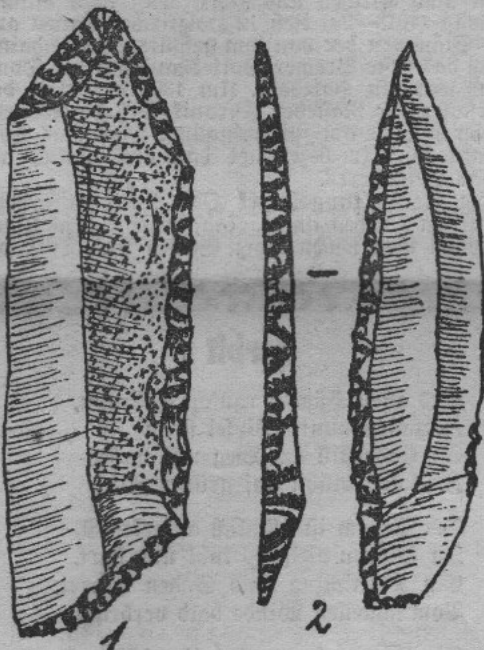


Abb. 1: Trapezmesser, Sammlung G. Schröder, Dorum. Abb. 2: Gravettespitze, Sammlung G. Maack, Holzel.

Zeichnungen in natürlicher Größe vom Verfasser.

arden mit der Eisenbahn fortzuschaffen, so benötigte man 300 000 Waggons!

Und wohin würden die Klinker geliefert? Nach allen möglichen Orten des Inlandes, aber auch nach Holland, Belgien, Dänemark, Rußland und in die Schweiz. Sogar nach Übersee ist eine besondere Klinkerart gegangen. Das ist der sehr säurebeständige Trodenpreßklinker, den die Firma Lamm herausgebracht hat. An der Nord- und Ostsee verwendet man Klinker in großen Mengen bei Uferschuttbauten. Große Mengen wurden angefordert zum Ausbau der Kanäle im Ruhrgebiet, der Ems, des Nordostseefanals, des Küstenkanals und dänischer Flüsse. 1928 wurden allein 15 Millionen Vochhorer Klinker nach Hamburg geliefert. Die Elbestadt hat eine große Reihe berühmter Bauten aus ihnen errichten lassen und ist noch heute ein bedeutender Abnehmer (Thalia-Haus, Finanzdeputation, Amtsgerichte, Verwaltungsgebäude des Deutschen Angestellten-Verbandes, Hochhäuser, 28 große Schulen, acht Kirchen usw.).

Bedeutende Baumeister und Städtebauer (so Fritz Höger) haben gezeigt, was man mit dem Original Vochhorer Klinker an herrlichen Bauwerken errichten kann. Das weltbekannte Hamburger Chilehaus und das schöne Rüttringer Rathaus mit seinen reizvollen Klinkerplastiken sind solche Bauten.

Aber die Reihe ist noch weit länger. Nur einige

bekannte Bauten sollen erwähnt sein: In Oldenburg die große Mittel- und in Emden die Herrentorschule, in Hannover das Hochhaus und die Technische Hochschule, in Berlin eine Reihe von Elektrizitätswerken, Postgebäude, Kirchen und Schulen; in Düsseldorf, Nürnberg und Offenbach die Planetarien; in Essen, Mülheim und Duisburg mehrere Postgebäude, bei Kiel das Ehrenmal von Laboe. Und endlich sei noch der schöne Bahnhof zu Oldenburg erwähnt.

Bis zum Schluß des zweiten Weltkrieges waren sämtliche 22 Ziegeleien des Kreises Friesland stillgelegt. Sofort nach Einstellung der Kämpfe versuchten die Ziegeleibesitzer, die Fabrikation wieder aufzunehmen. Das war sehr wichtig, denn über tausend Männer aus der Landgemeinde Varel und der Friesischen Wehde finden ihre Arbeit in den Ziegeleien. Aber wie schwer war ein neuer Anfang. Es fehlte an Öl, Kraftstoff und Gerät. Doch in wenigen Jahren wurden alle Schwierigkeiten gemeistert. 1947 konnten schon 20 Millionen, 1948 bereits 35 Millionen und 1949 wieder 57 Millionen Klinker in der Friesischen Wehde hergestellt werden. Sie wurden zu 95 Prozent mit Lastzügen, nur noch zu fünf Prozent mit der Eisenbahn verfrachtet. Etwa 35 Prozent aller abgehenden Klinker werden heute für Straßenbauten, der größere Prozentsatz aber für Hoch- und Tiefbauten verwendet.

Hans Wichmann, Rastede

gruppe gehören, also zu der Gruppe, deren Verbreitungsgebiet bisher auf Nordbelgien sowie Süd- und Mittelholland beschränkt war und in einzelnen Stationen nach Osten nur bis in das Emsgebiet reichte!

Das ist eine neue und sehr wichtige Erkenntnis; denn sie besagt nichts anderes, als daß die Träger der Jongerguppe nicht nur — wie bisher angenommen wurde — den belgischen und holländischen Raum bewohnten, sondern daß ihr Einfluß nach Osten mindestens bis in das Gebiet des

Landkreises Wesermünde reichte. Die neuentdeckten Funde auf der Hohen Vieth sind die am weitesten nach Nordosten vorgeschobenen Stationen der Jongerguppe!

Zur Altersfrage der Funde kurz folgendes: die Masse der Fundpläne gehört in das Spätglazial, und zwar vor allem in die Allerödperiode, teilweise vielleicht noch in die jüngere Dryaszeit. In Jahreszahlen ausgedrückt wäre das um das Jahr 10 000 vor Christi Geburt herum.

Gustav Schröder, Dorum

Was bedeutet „Feddersen-Wierde“?

Durch die Grabungen der Niederfriesischen Landesstelle für Marschen- und Wurtforschung und ihres verdienten Leiters hat der Name der im Lande Wursten unweit der Bahnlinie Bremerhaven—Cuxhaven belegenen, kaum von dem umliegenden Weideland sich abhebenden Wurt — vorher nur einem kleinen Kreis von Ortskundigen bekannt — plötzlich internationale Bedeutung erlangt. Heute ist er in aller Munde. Wer zugeben würde, ihn nicht zu kennen, würde sich der Gefahr aussetzen, als ungebildet zu gelten.

Der Name Feddersen-Wierde klingt so eigenartig, daß die Frage nach seiner Bedeutung nahe liegt und immer wieder gestellt wird. Dabei bietet die Erklärung des Grundwortes Wierde gar nicht einmal sonderliche Schwierigkeiten, denn noch heute weiß man im Küstengebiet, und zwar nicht nur im Lande Wursten, um die Bedeutung dieses Wortes, das auch sonst im Lande Wursten nicht selten den Grundstock für Ortsnamen hergegeben hat, so bei der Bremer Nordwierde und der Mulsumer Wierde. Es bezeichnet eine für menschliche Wohnungen bestimmte künstliche Erhebung.

Nicht so einfach steht es mit dem Bestimmungs-ort Feddersen. Nur soviel scheint festzustehen, daß es einst selbständige Bedeutung gehabt hat, nennt doch die alteingesessene Bevölkerung die Wurt noch heute kurzerhand „Feddersen“ oder in landläufiger Aussprache „Fellersen“.

Gustav von der Osten, dem das Verdienst gebührt, als erster eine Sammlung der Wurster Flurnamen angelegt und eine Erklärung der Siedlungsnamen versucht zu haben, stellt die Bezeichnung Feddersen zu dem in den holsteinischen Marschen gebräuchlichen Personennamen Fedder. Feddersen könnte nach ihm etwa soviel wie Fedders Heim bedeuten. Er gibt dabei einer recht bestechenden Vermutung Raum. In den Wunden des heiligen Willehad, also schon im 9. Jahrhundert, wird eine villa „Midlistan-fadar-wurde“ im Gau Wigmodi erwähnt, womit offensichtlich Missetwarden im Lande Wursten gemeint ist. Da nun dieses Midlistanfadarwurde — heute würde man „Mittelfedderwarden“ sagen — an demselben Wasserzug wie Feddersenwierde liegt, nämlich an der Missetwarder Wasserlöse, vermutet von der Osten, daß dieser Wasserlauf im Mittelalter drei Siedlungen des Namens Fedderwarden berührt hat: 1. Feddersenwierde, 2. Midlistanfadarwurde = Mittelfedderwarden = Missetwarden, 3. ein weiteres Fedderwarden im Unterlauf der Wasserlöse, dessen Lage nicht mehr festzustellen ist.

So viel diese Kombination für sich hat, so bestehen doch gegen die von von der Osten gegebenen Namensklärungen als solche Bedenken. Sollte es wirklich zutreffen, daß die Wasserlöse nicht weniger als drei Fedderwarden bespülte, würde schwerlich eine Erklärung dafür zu finden sein, daß die drei stark getrennt voneinander liegenden Wurt nach einem und demselben Mann namens Fedder benannt wären. Zu retten wäre daher jene These nur, wenn man davon ausgehen dürfte, daß der Name Fedder sich einstmal in Lande Wursten besonderer Beliebtheit erfreut hätte. Aber auch dafür sind keine Anhaltspunkte gegeben. Zwar erscheint der Personennamen Fedder, Fedderich usw. in Westfriesland, Ostfriesland und Nordfriesland in unterschiedlicher Häufigkeit. Am rechten Ufer der Niederweser begegnet er dagegen nur in der zum Familiennamen Fedden fortentwickelten Form Fedde. Der Personennamen Fedder dagegen fehlt hier.

Es lassen sich aber noch weitere Gründe gegen die Rückführung des Namens Feddersen auf einen Personennamen anführen. Das Vorkommen des Ortsnamens Feddersen nämlich beschränkt sich nicht auf Land Wursten. Auch Butjadingen und das Feerland haben je ein Fedderwarden aufzuweisen. Gerade wegen dieser offensichtlichen Beliebtheit des Ortsnamens aber verbietet sich die Deutung des Bestimmungswortes als Personennamen, denn der Vorname Fedder kommt nicht häufig genug vor, als daß für seine wiederholte Aufnahme in Ortsnamen ein einleuchtender Grund zu finden wäre. Zudem lassen sich Ortsnamen, die mit anderen weit beliebteren Personennamen zusammengesetzt sind, in auch nur gleich großer Zahl nicht nachweisen.

Endlich aber spricht gegen die Ableitung der vorgenannten friesischen Ortsnamen von einem Personennamen der Umstand, daß ähnliche topographische Bezeichnungen auch außerhalb des frie-

fischen Gebietes in Gegenden erscheinen, denen der Personennamen Fedder völlig fehlt, und zwar Bezeichnungen, für die ihrer Natur nach die Ableitung von einem Personennamen höchst unwahrscheinlich ist. Wir denken da in erster Linie an den Namen „Fedderau“ am Frischen Haff und an die Bezeichnungen Fedderloh oder Federloh für einen Forst in der Gegend südlich des Bullensees im Kreise Rotenburg und den auf sie zurückgehenden Namen Fedderlohmühle oder Federlohmühle.

Was aber bedeutet nun das Wort Fedder oder Feder, wenn es mit einem Personennamen nicht in Zusammenhang gebracht werden darf? Aus dem verhältnismäßig dürftigen und spröden einheimischen Namenmaterial läßt sich sein Sinn nicht erschließen. Aber in Württemberg erscheint das Wort in mancherlei Zusammensetzungen wie Federsee, Federnau (vergleiche das erwähnte Fedderau!) sowie den Gewässernamen Federbach und

Federach, Bezeichnungen von Örtlichkeiten, die nach M. R. Bud (Oberdeutsches Flurnamenbuch, 2. Auflage, Bayreuth 1931, S. 65) sämtlich auf Sumpf weisen. Bud stellt sie deshalb zusammen mit dem Flurnamen Fad, zu irisch fath = Sumpf. Wenn Buds Auffassung richtig sein sollte — es spricht viel dafür — dürften auch die schweizerische Bezeichnung Faden, Wasserfaden für kleinere Wasserleiten und wohl auch die bei uns bekannte Bezeichnung Feth für ein Wasserloch in die Verwandtschaft unseres Wortes gehören.

Wo also das Wort Feder, Fedder in topographischen Bezeichnungen erscheint, wird man in ihm — sofern im Einzelfall ein Zusammenhang mit dem Personennamen Fedder ausgeschlossen werden kann — einen Hinweis auf eine Örtlichkeit in sumpfigem Gebiet, an oder in einem Sumpf oder an einem Wasserlauf erblicken dürfen. Auf die Forst Fedderloh trifft das schon deshalb zu, weil sie am Moor gelegen ist. Aber auch die verschiedenen Fedderwarden im friesischen Küstengebiet liegen in mehr oder weniger unmittelbarer Nähe von Wasserläufen, zumal solchen, die, wie die Missetwarder Wasserlöse, durch morastiges Gebiet führen. Auch das bisher nicht erwähnte dithmarsische Fedderingen liegt auffallenderweise im Moor. Vielleicht steckt daselbe Wort auch in dem Namen S. nordwestlich Groningen belegenen Federwurth, jetzt Feerwerd, und der alten Bezeichnung Federga für das Gebiet nördlich des Emsäga in der Gegend von Greetfel. Daselbe mag endlich von der Bezeichnung „in der Fedden“ für lehmiges Wiesenland bei Alstedt gelten.

Dr. Benno Eide Siebs



Oben: Der Graf von Stotel verteidigt die Osterlader Küste gegen einfallende Wikinger.
Unten: Der Graf von Oldenburg begrüßt seine Braut, Kunigunde von Stotel.

Die feierliche Übergabe der von Kunstmaler Simoneit wiederhergestellten Freskogemälde von Hugo Ungewitter im Stoteler „Grafen Hof“ findet am 23. Oktober statt.



Johann Hinrich Pratje jun.

Wer sich mit der Geschichte unserer engeren Heimat beschäftigt, stößt immer wieder auf den Namen Johann Hinrich Pratje. Er ist der klassische Geschichtsschreiber der alten Herzogtümer Bremen und Verden. Aber nicht von ihm wollen wir berichten, sondern von seinem ältesten Sohn, der nach seinem Vater Johann Hinrich hieß. Er wurde 1736 in Horneburg geboren, wo sein Vater seit 1734 zweiter Pastor war. Schon bald siedelte er mit seinen Eltern nach Stade über. Dort war sein Vater zuerst Stadtprediger der Garnison, danach Pastor an St. Wilhadi, dritter Rat im Konsistorium, und seit 1749 Generalsuperintendent. Nachdem Joh. Hinrich junior das Gymnasium durchlaufen hatte, studierte er Theologie an der damals noch blühenden und berühmten Universität in Helmstedt. Nach beendetem Studium wurde er Hauslehrer bei dem Herrn von Schulte auf der Geseburg im Alten Land, dann Pastor in Steinkirchen, und 1776 wurde er Pastor in Beberstedt und zum Propst (Superintendenten) der Präbyskopie Bremerbörde gewählt. Er starb, erst 53jährig, am 4. Januar 1789, in Beberstedt.

Es ist immer nicht leicht gewesen, der Sohn eines bedeutenden Mannes zu sein, denn ein solcher war der Generalsuperintendent Pratje ohne Frage. Er hat das geistige Leben der damaligen Herzogtümer Bremen und Verden entscheidend beeinflusst. Auch der Sohn wurde von dem frischen Wind mitgerissen und versuchte es seinem Vater gleichzutun. Auch er hat zahlreiche Schriften verfaßt, die heute längst vergessen sind. Aber es ist doch sehr interessant, dem Wirken des Mannes einmal nachzuspüren, weil darin ein Stück Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts sichtbar wird. Wie sein Vater, konnte Pratje als Theologe sich mit dem Rationalismus, der damals die Theologie beherrschte, nicht einverstanden erklären. So tragen seine theologischen Schriften unverkennbar den Stempel des Pietismus eines Jüngers von A. H. Franke. Wie damals allgemein üblich, ließen die Geistlichen viele ihrer Predigten drucken. So erschien 1775 in Hamburg die Schrift: „Das sehnliche Verlangen Gottes nach der Seligkeit der Menschen. Eine Wahlpredigt über 2. Kor. 5, Vers 19, vorgetragen in der Kirche St. Jacobi zu Horneburg von Joh. Hinrich Pratje, Pastor zu Steinkirchen.“ Im selben Jahre erschien ebenfalls in Hamburg die Schrift: „Das Evangelium Matthäi nach der Übersetzung unseres seel. Dr. Martin Luthers, ein Versuch ähnlicher Art über das ganze Neue Testament, aus Licht gestellet von Joh. Hinrich Pratje, Pastor zu Steinkirchen.“ In einer Rezension über die Schrift heißt es: „Die Art und Weise, wie der Verfasser dies Buch des N. T. behandelt, ist folgende: Nach einer allgemeinen Einleitung wird der Inhalt eines jeden Capitels auf tabellarischen Fuß gestellet, das Dunkel und Schwere kurz und gut erklärt, jedes Capitel mit erbaulichen Lehren versehen und mit einem erbaulichen und schicklichen Gebet beschloßen. Am Ende der Vorrede versichert der Verfasser, wenn diese Schrift Beyfall findet, er geneigt sei auch die übrigen Bücher des Neuen Testaments auf solche Weise bearbeiten zu wollen.“ Diesen Plan hat Pratje aber wohl nicht ausgeführt, denn von einer Bearbeitung anderer Bücher des N. T. ist nichts bekannt geworden. Auch verschiedene Leichenpredigten von ihm sind gedruckt worden, wie die Gedächtnisrede auf den Pastor Johann Vogt, Bremen 1768.

Als echtes Kind seiner Zeit, der Zeit der Aufklärung, zeigt sich Pratje junior in dem weitaus größten Teil seiner Schriften. Darin trat er ganz in die Fußstapfen seines Vaters. Dieser war nicht nur bemüht, durch seine Kirchen- und Schulordnung in den Herzogtümern zu reformieren, sondern auch durch Aufklärung und Belehrung besonders dem Landvolk zu helfen. So gab er z. B. eine Schrift heraus, wie man den üblen Geruch in den Betten verhüten kann. In diesem Sinne wirkte auch der Sohn. Die großen Viehsünden, die von 1715 bis Ende des Jahrhunderts periodisch auftraten und ungeheuren Schaden anrichteten, veranlaßten ihn zu folgenden Veröffentlichungen: „Ein Mittel gegen die Viehsünde. 1769.“ Von dem Anschwollen des Hornviehs und dem Mittel, demselben vorzubeugen oder solches zu curieren.“

Pratje machte auch den Versuch, eine landwirtschaftliche Zeitschrift herauszugeben. Sie erschien in Altona und nannte sich: „Landwirtschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.“ Davon wurden aber nur drei Quartale herausgegeben. Das vierte, so schreibt Pratje, wurde durch die Schuld des Verlegers nicht mehr gedruckt. Wahrscheinlich war die Zahl der Bezahler so gering, daß der Verleger nicht auf seine Kosten kam. Wie vielseitig seine Kenntnis und seine Interessen für die Belange des Landvolks waren, zeigen die zahlreichen Aufsätze von ihm, die im Hannoverischen Magazin und in den Göttinger gemeinnützigen Abhandlungen erschienen. Gar vielseitig und für unsere Zeit manchmal absonderlich sind die Themen dieser Aufsätze. Sie scheinen

sich mit der Tätigkeit und den Pflichten eines Predigers und Seelsorgers nicht immer zu vereinbaren, zeigen aber, wie die Geistlichen jener Zeit sich auch um das leibliche Wohl ihrer Pfarrkinder bemühten. So tritt Pratje dem Aberglauben entgegen, wenn er fragt: „Ob die Cometen eine Vorbedeutung haben?“, diese Frage aber entschieden verneint. Er bemüht sich um die Hebung von Sitten und Moral in dem Aufsatz: „Von den Quellen vieler übler Leidenschaften und Gewohnheiten der Menschen.“ Pratje muß ein großer Praktiker in allen Fragen des Obst- und Ackerbaues gewesen sein, denn er gibt seinen Altländer Bauern in seinen Aufsätzen gute und praktische Ratschläge, wenn er 1769 vom Kirchgarten und seiner Pflege schreibt, oder vier Briefe über die Anlegung eines Obstgartens veröffentlicht. Auf die Hebung des Ackerbaues weisen folgende Themen hin: „Vom Bau des türkischen Weizens“, „Von der Vermehrung des Weizens“, „Vom Flachsbau im Alten Lande“, „Wie die Eichheiser vor dem rauhen Nordost zu bewahren sind.“ Auch den Hausfrauen gibt er gute Ratschläge, indem er sie über die „Conservierung der Eier“ über die Behandlung des eisernen Ofens oder über die Verwendung der Gänse- und Entenfedern belehrt. In all seinen Arbeiten spiegelt sich das Bild eines wahrhaft frommen Christen wider, der sich nicht nur um das Seelenheil seiner Gemeindeglieder bemüht, sondern auch an den kleinen und großen Nöten ihres Alltags regen Anteil nimmt und ihnen mit Ratschlägen und Aufklärung zu helfen sucht.

Nach seiner Berufung im Jahre 1776 zum Pastor und Propst in Beberstedt scheint Pratje seine schriftstellerische Tätigkeit aufgegeben zu haben, denn von späteren Veröffentlichungen ist mir nichts bekannt. Vielleicht hat die Arbeit in der sehr großen Kirchengemeinde Beberstedt und die Verwaltung der Präbyskopie Bremerbörde, die sich bis in das Gericht Wasbeck und das Kloster-

amt Harfsefeld erstreckte, ihm keine Zeit dazu gelassen. Vielleicht hat auch die tödliche Krankheit, der er, erst 53jährig, erlag, seine Kräfte frühzeitig verzehrt. Sein Vater, der „Große Pratje“, überlebte ihn um zwei Jahre. J. Langer, Beberstedt

Zum Klinker-Artikel auf Seite 1

Benutzte Quellen: 1. Dursthoff und Beyersdorf: Schifffahrt, Industrie, Handel, Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg. Bd. II. Carl Schünemann, Verlag, Bremen 1913. 2. Heinrich Schütte: Geologie der Heimat. Dasselbst. 3. Böning Hermann: Plattdeutsches Wörterbuch für das Oldenburger Land. Oldenburg, Forchungen, Heft 7. 1941. Stalling, Oldenburg. 4. Ramsauer, Wilhelm: Die Flurnamen. Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg. 5. Meiners, F.: Die Kirchen des Stadt- und Butjadingerlandes. 1870. 6. Osthoff, Georg: Beginn der Beklinterung von Straßen. 1887. 7. Viefel, R.: Die Baustoffe der ältesten ostfriesischen Kirchen. „Die Tide“. Bittorf nach Florian. 1920. 8. Collmann: Statistische Beschreibung des Herzogtums Oldenburg. 1897. Litzmann, Oldenburg. 9. Hptstallboomblätter X und XI. 1922. S. 82. 10. Sello, Georg: Alt-Oldenburg. 1903. 11. 12. Jahresbericht des Oldenburger Altertumsvereins 1905, 1906. 12. Oldenburger Jahrbuch. XVII. 1909. S. 318. 13. Quast: Zur Charakteristik des älteren Ziegelbaues in der Mark Brandenburg. 1850. 14. Looschen: Die Ausbreitung des Ziegelbrandes usw. im Bremer Jahrbuch I. 1863. 15. Nischke: Haus: Der Neuenburger Urwald bei Bodhorn in Oldenburg. Sena: Fischer. 1932. 16. Lant, August: Aus meinem Leben. „Ammerländer Heimatkalender“ 1950. 17. „Bereinigte Oldenburger Klinkerwerke GmbH. in Bodhorn“: Werbeschriften und Prospekte. 18. Wichmann, Hans: Kamern auf der Delmenhorster Geest. Ein lippisches Zieglerdorf bei Delmenhorst. Handschrift bei der Oldenburgischen Gesellschaft für Familienkunde. 19. Khorst: Der Standort der oldenburgischen Industrien. Litzmann, Oldenburg. 20. Schnitzger: „Oldenburg“. 1953.

Mitteilungen und Hinweise

Eine erfreuliche Entscheidung

Schwer gefährdet war eine Gruppe von Linden am nördlichen Ende der Langer Straße. Sie sollte, da sie den an sich nicht breiten Gehsteig stark einengte, im Zuge der Erneuerung der Straße fallen. Auf den besonderen Wunsch der Eigentümerin des Hauses Lange Straße 7, Fräulein Gerda Thieß, hat man jetzt entschieden, daß die Gruppe stehen bleibt und lediglich ein paar Wurzeln, die der Verlegung der Gehwegplatten im Wege sind, gekappt werden sollen. Erleichtert wurde dem Tiefbauamt die Entscheidung durch den Umstand, daß merkwürdigerweise der Bürgersteig mit den Linden auch Eigentum von Fräulein Thieß ist. Wir begrüßen aber auf jeden Fall dankbar eine Haltung, die unserem so baumarmen Gemeinwesen diese schöne Gruppe gerettet hat und damit eines der nicht allzuvielen wirklich reizvollen Bilder in unserer Stadt: den Blick vom Glötenkiel südwärts in die Lange Straße mit ihrer noch geschlossenen Altleher Baumreihe.

Eine unerfreuliche Entscheidung

An der Südseite der schönen Kirche in Altenbruch befindet sich neben dem östlichen Eingang in Brusthöhe ein Stein, der den alten Namen „Storthinge“ hat — „Der Stürzende“; in Hochrelief eine Darstellung des unter der Kreuzeslast zusammenbrechenden Heilandes zwischen Kriegsfreudigen.

Ob der Stein aus dem 16. oder 17. Jahrhundert stammt, ist hier unerheblich, ob er hochkünstlerisch in der Darstellung oder ländlich einfach erscheint, ist unwichtig, ob er in einem Stationsweg gestanden hat oder sonstwo, ist unwichtig.

Wichtig aber ist, daß es sich um ein Stück Heimat handelt, weil gläubige Menschen unseres Klutres vor Generationen diesen Stein als Ausdruck ihres Wesens, ihrer Ehrfurcht vor der göttlichen Macht in oder bei ihrer Kirche aufgestellt haben und

wichtig ist weiter, daß dieser Stein an der Außenwand der Kirche durch Witterung und anderes gefährdet ist.

Deshalb hat der Vorsitzende unseres Heimatbundes, Dr. B. C. Siebs, sich an den Kirchenvorstand in Altenbruch gewandt mit der höflichen Bitte, den Stein, der schon beschädigt ist, vor weiterem Verfall zu schützen und in das Innere der Kirche zu nehmen.

Auf diese Bitte ging ein Antwortschreiben ein:

„Auf Grund Ihrer freundlichen Anregung, das Steinrelief „Storthinge“ von der Außenwand der Kirche in das Innere derselben zu verlegen, hat eine Besprechung mit dem niedersächsischen Landeskonfessor Prof. Dr. Karpa stattgefunden, wobei dieser sich gegen die Verlegung ausgesprochen hat, und zwar aus folgenden Gründen: Das Bildwerk ist bereits vor längerer Zeit mitten

durchgeplatzt und notdürftig wieder verstrichen. Dieser Schaden würde beim Abnehmen größer werden. Ferner ist auch in der Kirche selbst kein geeigneter Platz dafür vorhanden. Der Turmraum aber ist dunkel und für gewöhnlich nicht zugänglich. Auf Grund dieses Urteils des Landeskonfessors hat unser Kirchenprovisoren-Kollegium von einer Verlegung Abstand genommen.“

Wir haben diese Entscheidung mit höchstem Erstaunen zur Kenntnis genommen! — wobei es ganz gleichgültig ist, ob sie auf Grund nur einer Besprechung oder auch einer Besichtigung des Landeskonfessors stattgefunden hat! Allerdings ist die waagerecht angebrachte Bildtafel aus Sandstein von etwa 110×70 Zentimeter ziemlich genau in der Mitte von oben nach unten durchgebrochen und „notdürftig wieder verstrichen.“ Und zwar verstrichen mit einem Zementmörtel. Und der ist rechts und links nicht mehr in Verbindung mit dem Sandstein — zwei feine Risse ziehen auf beiden Seiten von oben nach unten durch das ganze Bildwerk. Jedes Kind weiß heute, was das bei Frost nach nassem Winterwetter bedeutet: Druck nach den Seiten, Risse im Bildwerk und dessen schnellste und sichere Zerstörung!

Der Storthinge ist mit eisernen Haken von etwa 3×2 Zentimeter Querschnitt an der Wand festgemacht, vielleicht hat man auch noch Mörtel dahinter gebracht. Diese Haken kann jeder Schlosser durchsägen, wenn man einseitige Erhöhung bei Schweißarbeiten vermeiden will und es hieße unseren Steinmeyer unberechtigte Kränkung antun, wenn man wirklich der Meinung wäre, sie seien nicht in der Lage, den Stein ohne weitere Beschädigung von der Wand zu lösen.

Wenn also die Beschädigung etwas mit der Verlegung zu tun hat, dann doch nur insofern, als ihr Vorhandensein erst recht und doppelt verlangt, daß der Stein Witterungseinflüssen entzogen wird, und zwar schnellstens!

Den zweiten Teil der Begründung aber müssen wir doch wohl nicht ernst nehmen? Selbst wenn in der vielleicht 50 Meter langen Kirche wirklich kein „geeigneter“ Platz für den Stein sein sollte, dann bleibt eben doch noch der Turmraum und wenn er „dunkel und für gewöhnlich nicht zugänglich“ ist. Für ein paar Mark ist eine Zeitung mit einer Birne gelegt — noch besser: man bittet die Gemeinde, daß ein Mitglied zwei schlichte hübsche Leuchter stiftet und dann brennen vor und nach dem Gottesdienst zwei Kerzen rechts und links von dem Stein und der Turm wird eben in Zukunft „gewöhnlich“ zugänglich sein!

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzien & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Spadener Straße 127